

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 21 (1917-1918)
Heft: 7

Artikel: Etwas vom Witz : Plauderei [Schluss folgt]
Autor: Haggenmacher, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Etwas vom Wit.

Plauderei von Prof. Otto Hagenmacher.

1.

Salz gehört zu allen hauptsächlichsten Speisen, vor allem zum täglichen Brote, zum Fleisch und Gemüse; Salz im bildlichen Sinne auch zur Nahrung für den geistigen Menschen. Nun gibt es in der geistigen Nahrung vornehmlich eine kostliche Würze, die das Dasein mit seinen vielen Bitternissen immer wieder schmackhaft und genießbar erscheinen lässt, wie nichts anderes; es ist der Humor, die schöne heitere Kunst, freien Blickes und Geistes über all den störenden und beklemmenden Widersprüchen des Lebens zu stehen, mutig und unverzagt Brücken über den Abgründen des Kampfes ums Dasein zu bauen und die Gegensätze auszugleichen, auch in den Unvollkommenheiten des Lebens und seinen schmerzlichen Erfahrungen nach Zweckmäßigem und Trostlichem zu suchen und solches zu finden, selbst die Torheiten und Schlechtigkeiten der Menschen zwar nicht ohne Entrüstung, aber mit vorsichtigem Urteil aus ihrer Natur zu verstehen, „unter Tränen zu lächeln“ und zu versuchen, mit wahrhaft göttlicher Ironie das Böse zum Guten dienen zu lassen. Humor im tiefen Sinne des Wortes bedeutet ja nicht nur gute scherhafte Laune. Er bedient sich der mannigfachsten Mittel der Äußerung, und unter diese gehört auch der Wit. Nur geistlose Spießer und Philister, nur trockene Pendanten wissen diese Würze an der Tafel des geistigen Lebens nicht zu schätzen, und nur steife Grandezza und zimperliche Brüderie finden fröhliches Lachen, das guter, edler Wit erregt, unziemlich, würdelos oder gar unanständig. Als ob die gütige Vorsehung uns das Lachen nicht so gut wie die Tränen des Leides auf die Erdenwanderung mitgegeben hätte! Wie nur der Mensch die Hand hat, dieses wunderbare Werkzeug, so auch er nur das Lachen. Traurige Tröpfe, die es sich selbst, aber auch den andern versagen, über einen guten Wit zu lachen, und wäre es in wahren Schollen. Es bräche eine teilweise geistige Hungersnot herein, würde einmal jeder Wit unter den Menschen verstummen.

Warum erheitert der Wit? Wodurch erregt er das Lachen? Durch das komische Spiel der Gedanken, das bald mehr der Scharfsinn des Verstandes, bald mehr die Macht der Phantasie treibt. Der Wit sucht und findet Ähnlichkeiten, Zusammenhänge oder Beziehungen zwischen Dingen, wo eigentlich keine bestehen; er stellt Vergleichungen an, die näher besehen der Logik der Tatsachen widerstreiten, er erteilt unerwartet sozusagen eine geistige Kopfnuss, überrascht, verblüfft, überrumpelt das Denken. Dass er mit seinem Scharfsinn oder den kühnen Sprüngen der Phantasie einen Widersinn oder Unsinn begeht, fügt das gesunde Bewußtsein, und das Kitzeln reizt zum Lachen. In diesem Lachen liegt die listige Einsprache, der verstekte Protest gegen das logisch unrichtige Verfahren des Denkens im Witze. Die Verwechslungen, die er liebt, wirken unverständlich komisch. Ein berühmtes Beispiel bildet Kästners Bemerkung, Pythagoras habe aus Freude über die Fin dung seines bekannten geometrischen Lehrsatzes hundert Ochsen geopfert, und seitdem zittern die Ochsen, wenn eine neue Wahrheit gefunden wird. Der geneigte Hörer merkt, dass das zweite Mal nicht mehr die vierbeinigen Ochsen gemeint sind. Es findet ein Wechsel der Vorstellung statt. Ähnlich wirkt der Wechsel in folgendem Beispiel: Ein Professor steht vor einem Studenten,

den er zu prüfen hat, erhält auf eine Frage keine Antwort und sagt: „Aha, da steht der Ochse am Berge.“ Doch der Student darauf blitzschnell: „Herr Professor, ich bin kein Berg.“ Hier ergötzt die Schlagfertigkeit, mit der der Student für's erste die Vergleichung mit einem Berge ablehnt und für's zweite den Ochsen dem Professor zuweist.

Kein Witz ist dem andern ganz gleich; jeder hat seine Besonderheit und Eigentümlichkeit, je nach der Tatsache, der Gelegenheit, an die er anknüpft. Aber die Witze stehen in näherer oder fernerer Verwandtschaft. Daher kommt es denn auch, daß in angeregter Gesellschaft unter dem Walten der sogenannten Ideenassoziation alte und neue Witze sich im Gespräch reihen wie an einer Schnur, wobei sich freilich unter die Perlen auch ganz wertlose Glas Korallen mischen können. Köstlich sind die Stunden, in denen der Witz das Szepter führt. Da fühlt man sich wie in einem stärfenden Stahlbad, munter ange regt wie von prickelndem Schaumwein. Und wer dabei recht aufmerkt, der kann dabei die verschiedenen Arten studieren, wie der Witz verfährt. Es sind ihrer gar viele, weshalb es denn auch nicht so leicht hält, eine genaue erschöpfende Begriffsbestimmung vom Witz zu geben. Zu den lustigsten Arten zählt die, in der der Witz den Gegenstand, mit dem er vergleicht, zergliedert, vollständig auflöst und vernichtet, wie es zum Beispiel mit dem bekannten Messer Lichtenbergs geschieht: „Es ist ein Messer ohne Heft verloren gegangen, dem die Klinge fehlt.“ Ein völliger Stumpfzinn! Aber der Erfinder dieses Messers wollte damit jene Dinge vergleichen, die völlig wertlos und gehaltlos eigentlich nur ein Schattendasein führen. Ein Oheim von mir, mein Französischlehrer, ließ mir einmal für vermeintliche Unterrichtsstörung mit seiner Riesenpräze eine saftige Ohrfeige angedeihen. Nach wenigen Minuten erkannte er in meinem Banknachbarn den Missstäter, beschenkte ihn mit einer doppelten Gabe jener süßen Frucht, strich mir dann begütigend die Wange und sagte: „Sei jetzt nur zufrieden, mein Lieber. Es ist dann für's nächste Mal.“ Also auch hier spielte der Witz mit der Vorstellung einer Sache, die gar nicht existierte. Das Lächerliche daran leuchtete mir ein und ich gab mich mit dem Wechsel des guten Mannes auf die Zukunft zufrieden, hatte auch nie Gelegenheit, ihn einzulösen.

Der Witz wendet auch gerne das Mittel der Vertauschung an oder führt durch burleskes Spiel mit Gegensätzlichem die Erwartung irre, letzteres zum Beispiel in Heines Schilderung der beiden Polen Krapulinski und Waschlappski in Paris: „Eine Laus und eine Seele, fragten sie sich um die Wette“, gingen miteinander ins Restaurant, „und weil keiner leiden wollte, daß der andere für ihn zahle, zahlte keiner von den beiden.“ Man erwartet, daß jeder für sich bezahlte. Israel, das geborene Handelsvolk, auch in Tauschgeschäften sehr geübt, für Witz stark begabt, wobei es auch seine eigenen Volksgenossen nicht verschont, versteht sich auch auf komisches Vertauschen der Vorstellungen im Witz sehr gut. Beispiel: Tsigleben, der reiche Bankier, brächte gerne seine beiden Töchter an den Mann, natürlich die ältere und etwas schief gewachsene, das Rebekka zuerst. Isidor erscheint zur Brautschau. Tsigleben empfiehlt ihm das Rebekkae angelegt und sagt, als Isidor nicht anheizen will: „Bedenke Se, achtzigtausend Taler Mitgift deponier' ich auf der Bank.“ Doch auch das verschönert das Rebekkae in Isidors Augen nicht. Entschlossen macht er nun den Vorschlag zur Güte: „Wisse Se was, Herr Tsigleben, gebe Se mir die achtzigtausend Taler und deponiere Se Ihr Rebekkae auf

der Bank.“ Ein kostlicher, lächerlicher Unsinn, diese Vorstellung von der auf der Bank deponierten Rebekka! Wit schreibt aber vor keiner noch so abenteuerlichen Vorstellung zurück und bringt unter Umständen die unvereinbarsten Gegensätze zusammen, respektlos auch gegenüber Höchsten und Höchstem. Hofnarren, die aber oft am kleinen Finger gescheiter waren als alle Räte ihrer fürstlichen Herren und als diese selbst, durften sich im Witze der Narretei verwegene Worte erlauben, die jeden andern in Ungnade gestürzt hätten. Die derbere Art der Menschen im Mittelalter wagte sich im Spiele des Witzen mit Gegensätzen bis an den Thron Gottes. In einem religiösen Schauspiele aus jener Zeit schlafst Gottvater während der Kreuzigung Christi. Die Frage: „Siehst du denn nicht, daß sie deinen Sohn kreuzigen?“ weiß ihn, und er antwortet: „Hol mich der Teufel, daß hab' ich nicht gewußt!“ Heutzutage würde der Staatsanwalt gegen solch gotteslästerlichen Wit ein-schreiten, der jedes feinere Gefühl verletzt. Auch würde es wohl niemand mit Luthers Dernheit halten und gleich ihm sagen, er habe Gott im Gebete „die Ohren gerieben“, wobei sich ja die Vergleichung Gottes mit einem hartnäckigen, trostigen Kinde nur zu nahe legt.

2.

Guter, echter Wit wird meist vom Augenblick geboren. Er leuchtet auf wie der Blitz aus der Wolke und schlägt auch blitzartig ein. Ausgeflogelter, studierter, gemachter Wit überrascht und überrumpelt nicht. Dem gesuchten Witze merkt man die Mühseligkeit der Erfindung an. Er geht auf Krücken, wie ein Lahmer. Wer langsam denkt, versteht sich wenig auf eigenen und fremden Wit. Schlagfertigkeit, Beweglichkeit des Denkens, Reichtum der Vorstellungen, Lebhaftigkeit der Phantasie, rasches Erfassen, gute Kenntnis der Sache und das Vermögen, den geistigen Vorgang schnell auf knappen, kurzen Ausdruck zu bringen — das befähigt zum guten, treffenden Witze. Dummköpfe machen keine Witze, oder dann höchstens unwillkürlich unbewußte, wie etwa Kinder naiv unerwartete ergötzliche Bemerkungen machen und Aussprüche tun, von deren Trefflichkeit sie selbst keine Ahnung haben. Sehr langsam und mühselig arbeitete das Denken jenes Rekruten Meier, der eines schönen Morgens beim Exerzieren plötzlich in Reihe und Glied in ein helles Gelächter ausbrach. Auf die Frage des erstaunten Offiziers, warum er so lache, erklärte der Rekrut: „Vorgestern erzählte der Kamerad Lehmann etwas, worüber alle andern hell auflachten. Es war offenbar ein Wit. Es fiel mir vorhin wieder ein und jetzt verstehe ich den Wit auch.“ Beschränkte Leute meiden gern Gesellschaft, in der es witzig zugeht. Witige Menschen sind ihnen unheimlich aus Furcht, jene möchten sich über sie lustig machen, ohne daß sie es merken.

Man unterscheidet Wortwitz und Sachwitz. Der Wortwitz fällt häufig mit dem Wortspiele zusammen und knüpft meist an die verschiedenen Bedeutungen an, die ein und dasselbe Wort haben kann, oder auch nur an die lautliche Ähnlichkeit von Wörtern ganz verschiedener Bedeutung. Der Wortwitz bleibt meist an der Oberfläche der Dinge, schürft gedanklich nicht tief, erfreut sich aber großer Beliebtheit. Hier ist der sogenannte Kalauer zu erwähnen, welches Wort von einigen mit dem französischen Calembourg in Verbindung gebracht wird. Das Calembourg ist aber durchschnittlich geistreicher als der Kalauer, der gleich dem Meidinger, diesem altgebackenen schimmligen Brote, in Gesellschaften wahren Schrecken bewirken kann, so daß der Ruf ertönt:

„Die Türe auf, damit der Schreckliche hinaus kann!“ Ein Beispiel dafür. Irgendwo in der Ostschweiz trug eine Bäuerin einen großen Korb voll grüner Bohnen in die Stadt, sie dort einem Dörrofen zu übergeben. Plötzlich eilt sie einem Hause zu, daran eine Firmatafel hängt mit der Aufschrift „Bonne-terie.“ „Aha!“ sagt die Frau, „hier ist's. Bohneterie!“ Nutz! Gerechter Himmel, Erbarmen! Der Erfinder dieses Kalauers verdiente selbst gedörrt zu werden. Gerne erholt man sich von diesem Schrecken an dem geistreichen Wortspiele Schleiermachers: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.“ Fischart und Abraham a Santa Clara waren stark in solchen Wortwitz mit Wortspielen. Der Letztere knüpft einmal an den biblischen Bericht an, Moses habe in seinem hundertzwanzigsten Jahre noch gute Zähne besessen. „Ach, sagt einer mir in die Ohren, hätte ich auch halb so gute Zähne! Warum? Ich brauche sie wohl, denn die Mutter des Herrn Laurentii, Patientia mit Namen, hat mich zu Gast geladen und mir nichts anderes aufgesetzt, als lauter Nuz, Verfolgnuz, Bekümmernuz, Be-trübnuz u.s.w.“ Ein nicht orthodoxer Pfarrer schoß, als der sehr verdiente Professor Lange das dogmatische Christentum verteidigende Vorträge für zwei Taler die Person hielt, den Witzpfeil ab: „Das Seelenheil trägt man auch vor für einen Taler auf das Ohr. Drum liebe Leute, seid nicht bange, Ihr habt ja Ohren und habt Lange!“ Vielleicht hätte diesen Witz, der nur an einem Schriftzuge hängt, jener Einfältige kaum verstanden, von dem eine Anekdote erzählt. Er hörte in einer Gesellschaft jemand von einem Freunde behaupten, derselbe habe drei Füße, nämlich einen rechten Fuß, einen linken Fuß und den Typ h u z. Da alle Zuhörer darob lachten, beschloß der gute Mann mit dem Wunder auch andere Bekannte lachen zu machen. So erzählte er denn in Gesellschaft, ein Freund von ihm habe drei Füße. „Wie denn?“ wurde er gefragt. „Ja, gewiß. Er hat einen rechten Fuß, einen linken Fuß und das Nervenfieber.“ Erbarmen, um des Himmelwillen! Die Türe auf! Und der Unglückselige hatte also nicht einmal gemerkt, welcher entsetzliche Kalauer im Spiegle mit dem Worte Fuß verbrochen worden war.

(Schluß folgt.)

Kinderweisheit und Männertorheit.

Ostern war früh. Das Schlittenfahren hatte eben aufgehört. Auf den Höfen lag Schnee, und durch das Dorf flossen zwei Bäche. In einer Gasse zwischen zwei Höfen war unter dem Mist hervor eine große Pfütze zusammengelaufen. Und bei dieser Pfütze trafen sich zwei kleine Mädchen aus verschiedenen Höfen — die eine etwas jünger, die andere etwas älter. Beiden Mädchen hatten die Mütter einen neuen Sarafan angezogen. Die Jüngere trug einen hellblauen, die Ältere einen gelbgemusterten. Beide hatten rote Kopftücher umgebunden. Die Mädchen kamen nachmittags zur Pfütze, zeigten sich gegenseitig ihren Putz und begannen zu spielen. Sie wollten gern etwas im Wasser plantschen. Die Jüngere wollte mit den Schuhen durch die Pfütze waten, aber die Ältere sagte: Tu das nicht, Melanchen, die Mutter